

So heiter stirbt man in Frankreich

Den Film „Fanny“ mit Leslie Caron zu erleben, ist ein Genuß

Folklore aus Südfrankreich.
Aber doch etwas mehr!

Etwas viel mehr!

Das ist der Film „Fanny“ nach Marcel Pagnols Bühnentrilogie, in der sich alles um „Marius“ dreht, den Flügge gewordenen Sohn eines Kneipenwirts, der schlimmerweise zwei Lieben in sich hat, die zu Fanny und die zum Meer, zum Abenteuer.

Fanny liebt ihn auch, aber sie stößt ihn gewissermaßen auf das Schiff, das in ferne Zonen fährt, weil sie fühlt, eine junge Ehe würde an seiner nicht erfüllten Meersehnsucht zugrunde gehen. Deshalb ist es besser, sie macht ihm weiß, daß sie ihn nicht liebt. Und da tobt er — vom „Admiral“, dem Hafennarren, aufgestachelt — wütend davon, zum unbekannten Ziel, während sie in Ohnmacht sinkt.

Es ist also nichts geschehen, bis auf eine Liebesnacht. Zwei Monate später meldet sich der Nachkomme, und da winkt auch die Schande, selbst in Frankreich, sogar in Marseille! Und da bietet sich der Ausweg, den alten Panisse zu heiraten, und der hat Geld, und ist nebenbei ein feiner Kerl, und ein Beau. Und da vergißt auch Fannys Mutter schnell die Schande, denn der Sohn wird ja ehelich, ein Siebenmonatskind. Und die Familie Panisses, die es nicht fertiggebracht hat, sich fortzupflanzen, ist hell begeistert. Das Kind kommt als hübscher Knabe zur Welt, und wenn man ihn auch nicht gerade Marius nennt, wie der echte Großvater wünscht, wenn man ihm auch den Vornamen Cesario verpaßt, so ist doch eines unverkennbar, nämlich die Ähnlichkeit des Siebenmonatskindes mit dem Weltumsegler.

Doch eines Tages steht plötzlich ein junger Kerl im Fensterrahmen der vornehmen Wohnung von Panisse. Er ist zurück, für einen Katzensprung, und er errät ziemlich schnell, wer da im Säuglingsbett hinterm Tüll schlummert, und da platzt auch Panisse herein, der zwar nach Paris wollte, um noch mehr Geld zu machen (obwohl er wahrhaftig genug davon hat), aber noch aus dem Zuge wieder entsprang, weil man ihm erzählte, in Paris herrsche eine Schnupfenepidemie.

Nun stehen sie alle da, Fanny, die sich brav gehalten hat gegenüber Marius; Panisse, der

Unheil herannahen sieht; Marius, der frech behauptet, „der da“ in der Wiege sei sein Kind; und sein Vater, der herbeigeeilt ist, um Unheil zu verhüten, nachdem ihm der doch so geliebte Sohn um den Hals gefallen war. Dem Vater gelingt es denn auch, den gordischen Knoten etwas zu lockern. Alles beruhigt sich, vorläufig, wie gesagt.

Und der Säugling schlält seinen satten Schlaf.

Marius muß wieder weg. Seine Engagements sind leider nicht so gewesen, wie er es sich gedacht hatte. Segelschiff ist schön, Tellerspulen schon weniger. Fremde Trauminseln sind schön, solange sie sich nicht als vulkanische Asche erweisen. Und wenn man nichts gelernt hat, als an Vaters leerer Hafentheke zu stehen, an Bord zu spülen und zuletzt im Hafen von Marseille (!) Autos zu putzen, dann muß schließlich mal was passieren, damit die Geschichte weitergeht.

Und es passiert auch was. Wer errät's?

Der Sohn Cesario wächst heran, und obwohl Erzpapa Panisse aus dem Weichbild des Hafens von Marseille weggezogen ist, um ihn zu einer Landratte zu machen — in einem schönen Landschlößchen —, muß es eines Tages geschehen, daß die Großmutter ihm ein Fernrohr schenkt, mit dem er den schönen (und schlimmen!) Hafen entdeckt. Und da gibt es kein Halten mehr. Er muß hin, und die Mutter und die Großmutter nehmen ihn mit, und während letztere sich mit Wollust noch einmal in den früher ausgeübten Beruf einer Fischverkäuferin stürzt und die Mutter einkauft, stößt der kleine Bengel ausgerechnet auf den Hafennarren, den „Admiral“, der schon Marius zum Verhängnis wurde. Und der erfüllt dem kleinen Cesario den unwiderstehlichen Wunsch, einmal „zur See zu fahren“ (wie doch die Knaben nach den Vätern schlagen!), indem er ihn in sein Laubboot mit dem dreckigen Segel steckt und davonfährt, unter dem Hafenwind von Marseille. Da der „Admiral“ sehr bald heraus hat, daß Cesario etwas mit Marius zu tun hat, steuert er die Garage an, in der dieser Autos wäscht.

Nun, als er seinen Sohn sieht, fliegt er auf ihn und bedeckt ihn vor Vatersehnsucht mit dem

ganzen schwarzen Schmier.

Inzwischen ist die Abwesenheit des Knaben bemerkt worden, und die Mutter begibt sich auf die Suche. Die ist nicht schwer (denn wir befinden uns in einem Lustspiel!). Ein Hafen-taxibootmann hat die Ausreißer beobachtet. Das dreckige Segel des „Admirals“ ist bald gefunden und auch Cesario, und schon kutschiert Marius Sohn und Nichtgattin in einem alten Auto zum Schloß.

Hier darf nicht ausgelassen werden, daß die Nachricht vom Verschwinden des Knaben bereits zum Erzpapa gedrungen ist, der einen Herzanfall erlitt und zu Bett gebracht wurde.

Und nun ist wieder einmal alles beisammen. Im Schloßhof wird gerade eine Kirmes aufgebaut, um ein Fest zu feiern. Erzpapa liegt im Bett. Die freudige Überraschung: Sohn Cesario ist wieder da, leider mit dem Verführer der Mutter. Und das läßt den alten Herrn denn doch weiterkränkeln. Trotz aller Bemühungen der Freunde, die dem Kranken tolle Geschichten erzählen, weil sie sich davon Wunder versprechen, strebt der aufs Ende seiner hohen Tage zu. Plötzlich verlangt er nach Schreibzeug, und Marius' Vater, Panisses Freund durch schlechte und gute Tage, muß das Testament schreiben, weil Fanny die Hände zittern. Und da verfügt Panisse, daß seine Frau nach seinem Tode den Marius heiraten muß, was Fanny mit Entsetzen vernimmt, was aber ihr Glück für die Zukunft sicherstellen wird. „Schnell“, sagt Panisse noch, „ich habe keine Zeit mehr!“ und krakelt seine Unterschrift, die in der Geschäftswelt so hoch honorierte, darunter. Dann legt er sich nicht uncharmant zurück und schließt selbst seine Augen.

Alle sind zu sehr entzückt über einen solch liebenswürdigen Abgang, als daß sie weinen könnten, und die Kamera hat es eilig, zum Fenster hinaus zu fahren und zu zeigen, daß die Trampolinkünstler sich bereits in der Luft überschlagen.

Schon dieses Finales wegen geht der Film „Fanny“ in die hohe Klasse ein.

*

Es ist selten, daß es den Kritiker drängt, die Fabel eines Films so getreu nachzuerzählen, aber was soll er machen: sie ist es, die diesen Film zu einem Meisterwerk vorausbestimmt. Joshua Logan, dem Nichtfranzosen, ist es gelungen, ein Stück von „Gottes eigenem Land“ Frankreich zu zeigen, uns Marseille zu bieten und der Folklore das Gewand eines Weisen überzuziehen.

Was für Darsteller aber hätte er auch zur Verfügung. Da ist Charles Boyer als Schänkenwirt, mit seiner väterlichen Drôlerie, da ist Maurice Chevalier als blendender Panisse (der alte Charmeur setzt sich ein unvergängliches Denkmal); da ist Raymond Bussières als Erzschelm; da haben wir Georgette Anys als ulkig-gescheite Honorine und Victor Francen in einer meisterhaften Gratulationsszene als Louis Panisse.

Endlich ist da die Zentralfigur, der Marius, der zwar meist abwesend ist, um den sich jedoch alles dreht. Diesen falschen Seemann und verlotterten Liebhaber hat man Horst Buchholz gegeben, und das, scheint mir, ist der einzige schwache Punkt. Ich habe ihm seine Sehnsucht zum Meer nicht abgenommen. Und ich habe ihm seine Liebe zu Fanny nicht geglaubt. Er „tat“ beide Male nur so. Zuviel Chargieren, nichts Gelöstes.

Um so höher werte ich die Darstellerin, die in diesem Bericht bisher zu kurz gekommen ist. Leslie Caron spielte die Fanny durch alle Widerwärtigkeiten hindurch, ohne Falsch gegenüber Panisse, dem Retter vor der Schande, die junge Frau untadelig. Unvergeßlich deshalb für mich der Moment, in dem der „Seefahrer“ im Fensterrahmen erscheint und sie mit der Wahrheit konfrontiert, die Vergangenheit aufreißt und sie in Versuchung führt, ihm entgegenzustürzen. Hier sah ich die Diskrepanz — und hier hätte Fanny erkennen müssen, daß sie sich geirrt hatte, als sie ihn damals liebte. Denn dieser Marius war nur ein Junge und kein „Sieger“, er war nur hart funkeldes Auge.

*

Ein schöner Film!

Hier ist Frankreich, wie wir es durch Pagnol beglückend wahrnehmen.

Hans Schaarwächter



Leslie Caron und Charles Boyer als Fanny und als Großvater in dem Farbfilm „Fanny“ nach Marcel Pagnol (siehe die Kritik auf dieser Seite!)